



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.

**Hulde Jugend.**

Idylle. Von Apollinaris.



**H**ast Du Dein Zeugniß mitgebracht, Tinden? Du erinnerst Dich, daß wir neulich verabredet haben, unsere Zeugnisse mitzubringen, — Du Dein Zeugniß aus der VI. Klasse der staatlichen Töchterchule, ich mein Maturitäts-Zeugniß aus dem Gymnasium — um sie uns gegenseitig zu zeigen und mit einander zu vergleichen. Wir sind jetzt hübsch allein; Deine Eltern haben keine Ahnung davon, daß ich einen Schlüssel zu dem Hinterepförtchen Cures Gartens besitze. Laß' uns auf der Moosbank unter diesem Baume niedersitzen und plaudern.

— Meinetwegen, Fritz, erwiderte Tinden, der appetitlichste Backfisch, der jemals aus dem Teiche einer höheren Töchterchule hervorgegangen. — Meinetwegen; aber Du mußt mir versprechen, daß nur von den Schulzeugnissen die Rede sein soll. Nicht so wie neulich . . . Du Absentlicher! . . .

— Ich schwöre bei Allem . . .

— Still! still! Setze dich hieher und höre! Dieses Papier enthält die schreiendste Ungerechtigkeit!

— Laß' mal sehen! Geographie: Vorzüglich; Deutsche Sprache, Haushaltungslehre, Handarbeiten: Ausgezeichnet. Bravo! das ist ja ein wahres Prachtzeugniß!

Tinden sagte nichts, sondern begnügte sich, in dramatischer Stummheit mit dem Finger nach jener Stelle zu zeigen, wo geschrieben stand: „Anthropologie: kaum genügend.“

— Kaum—ge—nü—gend! buchstabirte Fritz. Entsetzlich! Ich hatte aus diesem Lehrgegenstande immer die Note „Ausgezeichnet.“ Weißt Du was, Tinden! Laß' uns daraus eine kleine Nachtragsprüfung improvisiren. Also, Acht gegeben! Aus wie viel Haupttheilen besteht der menschliche Körper?

— Der menschliche Körper — erwiderte Tinden in singendem, schülerhaftem Tone — besteht aus drei Haupttheilen. Diese sind: der Kopf, der Rumpf, die Gliedmaßen.

— Valde bene. Wenn wir nun zum Beispiel Deinen Körper nehmen, so ist erstens Dein Köpfchen hier . . .

— Du hättest ihn wohl auch mit den Fingern zeigen können, ohne ihn zu küssen.

— Zweitens der Rumpf hier . . .

— Ich bitte, nicht so viel daran herumzutasten!

— Drittens die Gliedmaßen hier.

— Es hätte genügt, daß Du die oberen zeigest.

— Nun laß' uns weiter gehen. In wie viele Geschlechter theilt sich der Mensch?

— Der Mensch theilt sich in zwei Geschlechter: in das männliche und in das weibliche Geschlecht.

— Richtig. Und was ist zwischen den beiden Geschlechtern der Unt . . .

Eine klatschende Mantelschelle von Tinchens Rosenfingern schnitt diese indiskrete Frage ab.

— Pfui, Unverschämter! Hast Du schon vergessen, was Du mir versprachst?

— Aber, mein liebes Tindchen — sagte Fritz mit süßsaurer Miene — was ich fragte, ist die reine Anthropologie. Nun gut; das Unrecht, das Dir zugesügt worden, fühle auch ich schon. K a n n — g e — u ü — g e n d! Und doch hast Du die Anthropologie sozusagen in den fünf Fingern.

Mit gerötheten Wangen und gesenkten Blicken saß Tindchen schmollend da und hörte es kaum, daß jetzt Fritz sein Zeugniß verlas: Lateinisch, Griechisch, Psychologie, Physik u. s. w.: Ausgezeichnet. Sie erhob die thaufeuchten Augen erst dann zu ihm, als er las: „Turnen: Ungenügend!“

— Das war nämlich so, — erklärte Fritz — daß ich beim Mastklettern einen Krampf im linken Fuße bekam und auf halbem Wege wieder herunter mußte. Ich hatte Pech. Aber, Das thut nichts, Tindchen; nur Du darfst nicht schmollen. Dein Zeugniß ist noch immer besser als das meinige. Komm näher . . . sag' mir ins Ohr, daß Du wieder gut bist . . .

. . . — O, mein Gott! ich höre Schritte . . . Das muß Papa sein . . . Wenn er uns so beisammen findet, sind wir verloren!

So sprach Tindchen plötzlich, und Fritz „der Reife“ ließ im Nu des Mädchens Bespentalle los, um den Stamm des alten Baumes zu umklammern, den er mit der Behendigkeit eines Kaninchens erkletterte. Oben angelangt hockte er unter den belaubten Aesten nieder und harpte so der Ereignisse, die da kommen sollten. Es kam aber nichts — als ein lautes, herzliches Lachen Tinchens, welche ansrief:

— Ei, ei! Wo bleibt der Krampf in Deinen Füßen? Du bist ja so stink geklettert wie ein Affe! Hahaha! Turnen: Ungenügend! Hahaha! Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden! Hahaha!



### aviar = Schnitten.

Gefoppt.

König Karl der Einfältige von Frankreich fragte eines Tages seinen Hofnarren Jean, was es denn Neues gebe.

„Ja, es sind heute früh über 40000 Menschen aufgestanden!“ berichtete dieser.

„Was — wozu?“ rief der König.

„Ohne Zweifel, um heute Abend wieder zu Bette zu gehen!“ antwortete Jean ruhig.

\*

### Kinder mund.

Am Abend der Hochzeit nimmt Mama die Braut beiseite und spricht mit ihr leise, während der neue Schwiegerjohn respektvoll wartet. Frischchen, der dabei steht und dem das Ge-

flüster zu lange dauert, verliert endlich die Geduld und ruft: — Laß sie doch in Frieden, Mama! Ihr Bräutigam hat ihr neulich Alles gezeigt.

\*

### Selbstkritik.

Eine geistvolle englische Dame, Lady Montague, wurde einst gefragt, ob sie nicht lieber ein Mann sein möchte. Sie sagte: „Nein, ich bin sehr zufrieden, daß ich eine Frau bin, wenn ich bedenke, daß ich der Gefahr nicht ausgesetzt bin, eine zu nehmen.“

\*

Ein unbedeutender, aber sehr eingebildeter Schauspieler, der sich beständig mit dem Theaterfriseur herumstritt, sagte eines Abends zu diesem, als er ihm gerade das Haar braunte:

„Es ist doch unwidersprechlich wahr — Sie können mir zu keiner Rolle einen gescheiterten Kopf machen!“



### Im Hemde.

(Sittliche Betrachtungen.)

Von Fridolin.

Die herrlich gebaute Beate war eben im Begriffe, sich zu entkleiden. Die Robe lag bereits auf dem Sopha und man sah die schön modellirten Arme, die je ein Grübchen zeigten; man erblickte die vom Nieder über ihr gewöhnliches Höhenmaß hinausragenden Hügel des Busens und man konnte, wenn man impertinent war, sogar unter den Armen jene dunkle Schattirung wahrnehmen, welcher so viel Reiz eigen ist.

Mein lieber Leser, ich weiß, Du hättest recht gern diesen Anblick genossen. Beate war aber auch wunderhübsch. Wenn sie durch die Straßen ging, mit ihren blizenden, schwarzen Augen umherschautete wie eine Königin, ihre Wangenröthchen

den Neugierigen zur Bewunderung preisgab und dann und wann ihre durchbrochenen Strümpfe sehen ließ . . . so war sie ein Gegenstand des Begehrens aller Männer und des Neides aller Frauen. Jawohl, das war ein wunderbares Weib und dreimal beneidenswerth Derjenige, welcher es besitzen durfte.

Denn Beate verfügte nicht nur über körperliche Reize, sondern sie war auch eine kluge, lebenswürdige und gebildete Frau, ja sie war sogar tugendhaft und das will heutzutage viel sagen.

Nichtsdestoweniger entkleidete sie sich jetzt und zwar bis aufs Hemd. Sie legte alle Kleidungsstücke der Reihe nach ab. Bald lagen das Nieder, die Tournüre, die Spitzenröckchen, das zierliche Höschen, die Strumpfbänder und selbst die Strümpfe auf dem Sopha und man sah oben die volle Brust und die schönen Arme, unten die rothigen Füßchen und die fein geschwungenen Knöchel.

Es war ein Anblick, um welchen meine lieben Leser den Tölpel von Chemann sicher beneideten, der kalt und gleichgültig auf einem Sessel saß und den Metamorphosen seiner Gattin ohne Emotion beivohnte. Dieser Griesgram von Chemann sah gedankenlos eine Weile zu, als aber die schöne Frau die Arme reckte und sich — sie trieb gern Zimmergymnastik — ein wenig nach vorn und dann nach rückwärts beugte, sagte der Gatte, indem er ein leichtes Gähnen unterdrückte:

— Aber Beate, wie kannst Du nur so unschicklich sein und im bloßen Hemde im Zimmer umhertollen?

— Unschicklich? Im bloßen Hemde? Aber, mein Alter, das sind ja zwei Dinge, die nicht nebeneinander bestehen können. Du sagst: bloßes Hemd! Und doch kann von Blöße keine Rede sein, wenn man ein Hemd am Leibe hat. Du sagst, es sei unschicklich, im Hemde zu sein und doch kann es nichts Schicklicheres geben . . .

— Aber ich bitte Dich . . .

— So ist es. Vor Allem vergiß nicht, daß jeder Mensch ein Hemd besitzt und was Jedermann besitzt, kann nicht unschicklich sein.

— Ach, die Menschen besitzen noch andere Dinge, aber sie werden sich hüten, dieselben öffentlich zu zeigen.

— Die Menschen sind mit ihren Schicklichkeitsbegriffen ganz furiose Wesen. Eine Dame darf auf einem Ball erscheinen und sich vorn décolletiren bis zum Nabel und rückwärts bis zum Sitzpunkt und Niemand wird ihr das verübeln; eine Dame darf im Seebade in einem Kostüme erscheinen, das so durchsichtig ist, daß man jedes Fältchen an ihrer Haut sehen kann und man wird das überaus „chic“ finden. Wenn aber eine Frau im heißen Sommer vor ihrem Gatten im Hemde erscheint, so findet er das unschicklich . . . Und doch ist das Hemd ein Kleidungsstück, das sich nicht knapp an Hüften und Schenkel, Busen und Rücken legt, sondern weit und lustig um die Glieder flattert; es läßt nichts Unerlaubtes sehen, nichts Geheimtes durchschimmern und es lenkt die Augen und die Phantasie des Beschauers nicht auf jene Stellen, welche bei der modernen Kleidung künstlich hervortreten und selbst den Unschuldigsten durch Maschen und Bänder, durch Spitzen und Perlen, durch Stickereien und Franzen einen Wink mit dem Zaunpfahle geben. Das Hemd in seiner weißen Einfachheit sagt: „Ich bin das Flügelkleid der Unschuld und hier hat der Böse

nichts zu suchen.“ Die moderne Robe in ihrer bunten Pracht hingegen sagt: „Ich bin ein Kostüm für schöne Sünderinnen und überall wo ich mich stolz blähe, da lauert der Böse.“ Das Hemd verkörpert die Reinheit und Tugend, das Kleid die Verderbtheit und das Laster . . . Allerdings gibt es auch Hemden, die sittenlos und Kleider, die unschuldig sind. Die Roben, welche den weiblichen Körper nicht eng umschmiegen, das heißt die weiten Unterröcke der Bäuerinnen, die weiten Blousen der Ammen, dergleichen Kleidungsstücke fordern nicht zum Laster heraus, sie provoziren nicht zur Leidenschaft und sie sind daher — wenn man das Wort gebrauchen darf — unschuldig. Doch welche Dame trägt derartige Kleidungsstücke? Ist das Bestreben jeder Frau von Welt nicht darauf gerichtet, daß die Welt trotz der Kleider ihre schönen Arme, ihre volle Büste, ihre runden Kniee, ihre zarten Waden und ihre üppigen Sitzpolster anstaunen könne? Haben die modernen Roben nicht die Eigenschaft weit mehr zu enthüllen, als zu verhüllen? . . . Wie anders stellt sich doch das Hemd dem beobachtenden Auge dar! Das gewöhnliche Hemd ist wie ein Sack, der alle Geheimnisse des weiblichen Körpers verschlingt, der nichts andeutet und auch nichts errathen läßt. Das Hemd einer anständigen Frau ist heutzutage ihr anständigstes, weil am wenigsten bloßstellendes Kleidungsstück . . . Darum durfte Mademoiselle Mars einmal behaupten, daß sie den Muth hätte, vor einer Kompagnie Soldaten ihr Hemd zu wechseln. Eine anständige Frau kann eher in ihrem Hemde als in einer Ballrobe oder in einem Badekostüme à la Trouville vor einer Armee Soldaten erscheinen . . . Allerdings habe ich nur das anständige, solide, weiße Linnenhemd im Sinne, denn ich weiß wohl, daß es auch Hemden gibt, welche die Nacktheit — mit Verlaub zu sagen — auf die Potenz erheben. Die gefärbten, mit rothen Tupfen versehenen, bunt bemalten Hemden sind impertinent. Geradezu unerhört sind jene Hemden, welche von außen eine förmliche Speisekarte geben und die Cäsur des Busens, den Schwerpunkt des Körpers, die Spaltung des Rückens mit kühnen Strichen anzeigen. Weniger unverschämmt, aber keineswegs sittlich, sind die Hemden aus Seide, denn dieselben sind gewöhnlich mit Knöpfen versehen und ein Knopf — reißt bald . . . Ein solides Frauenhemd muß langsam und mit Vorsicht gewechselt werden . . .

Die schöne Frau hielt einen Moment in ihrem Vortrage inne, um Athem zu schöpfen. Dann fuhr sie fort:

„Wie kannst Du also sagen, daß es unschicklich sei, im Hemde zu sein? Eine ganze Schaar unserer Heiligen lebte und starb im Hemde und die größten Freuden genießt der Mensch in seinem Flügelkleide, wie es der Dichter genannt hat. Wie lächerlich ist es doch, wenn der Gatte wegen des Hemdes seiner Gattin so viel Aufhebens macht und wenn er der Meinung huldigt, daß eine moderne Robe sittsamer sei, als ein gutes, altes, ehrliches Hemd . . . Ich heffe, daß Du mir Recht gibst und Dein Unrecht einsehst? . . . Wie, Du schweigst? . . . Also, Du gibst mir Recht? . . .“

Doch der Gatte antwortete nicht. Der Glende war bei diesem anziehenden Vortrage eingeschlafen.

— Der Mensch theilt sich in zwei Geschlechter: in das männliche und in das weibliche Geschlecht.

— Wichtig. Und was ist zwischen den beiden Geschlechtern der Unt . . .

Eine klatschende Maulschelle von Tinchens Rosenfingern schnitt diese indiskrete Frage ab.

— Pfui, Unverschämter! Hast Du schon vergessen, was Du mir versprachst?

— Aber, mein liebes Tinchchen — sagte Fritz mit süßsaurer Miene — was ich fragte, ist die reine Anthropologie. Nun gut; das Unrecht, das Dir zugefügt worden, fühle auch ich schon. Kaum — ge — nü — gen d! Und doch hast Du die Anthropologie sozusagen in den fünf Fingern.

Mit gerötheten Wangen und gesenkten Blicken saß Tinchchen schmollend da und hörte es kaum, daß jetzt Fritz sein Zeugniß verlas: Lateinisch, Griechisch, Psychologie, Physiik n. s. w.: Ausgezeichnet. Sie erhob die tausendsten Augen erst dann zu ihm, als er las: „Turnen: Ungenügend!“

— Das war nämlich so, — erklärte Fritz — daß ich beim Mastklettern einen Krampf im linken Fuße bekam und auf halbem Wege wieder herunter mußte. Ich hatte Pech. Aber, Das thut nichts, Tinchchen; nur Du darfst nicht schmollen. Dein Zeugniß ist noch immer besser als das meinige. Komm näher . . . sag' mir ins Ohr, daß Du wieder gut bist . . . — O, mein Gott! ich höre Schritte . . . Das muß Papa sein . . . Wenn er uns so beisammen findet, sind wir verloren!

So sprach Tinchchen plötzlich, und Fritz „der Reife“ ließ im Nu des Mädchens Wespentaille los, um den Stamm des alten Baumes zu umklammern, den er mit der Behendigkeit eines Kaninchens erkletterte. Oben angelangt hockte er unter den belaubten Ästen nieder und harrete so der Ereignisse, die da kommen sollten. Es kam aber nichts — als ein lautes, herzliches Lachen Tinchens, welche ausrief:

— Ei, ei! Wo bleibt der Krampf in Deinen Füßen? Du bist ja so stink geklettert wie ein Affe! Hahaha! Turnen: Ungenügend! Hahaha! Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden! Hahaha!



aviar-Schnitten.

Gesoppt.

König Karl der Einfältige von Frankreich fragte eines Tages seinen Hofnarren Jean, was es denn Neues gebe.

„Ja, es sind heute früh über 40000 Menschen aufgestanden!“ berichtete dieser.

„Was — wozu?“ rief der König.

„Ohne Zweifel, um heute Abend wieder zu Bette zu gehen!“ antwortete Jean ruhig.

\*

Kinder mund.

Am Abend der Hochzeit nimmt Mama die Braut beiseite und spricht mit ihr leise, während der neue Schwiegervater respektvoll wartet. Frischchen, der dabei steht und dem das Ge-flüster zu lange dauert, verliert endlich die Geduld und ruft:

— Laß sie doch in Frieden, Mama! Ihr Bräutigam hat ihr neulich Alles gezeigt.

\*

Selbstkritik.

Eine geistvolle englische Dame, Lady Montague, wurde einst gefragt, ob sie nicht lieber ein Mann sein möchte. Sie sagte: „Nein, ich bin sehr zufrieden, daß ich eine Frau bin, wenn ich bedenke, daß ich der Gefahr nicht ausgesetzt bin, eine zu nehmen.“

\*

Ein unbedeutender, aber sehr eingebildeter Schauspieler, der sich beständig mit dem Theaterfriseur herumstritt, sagte eines Abends zu diesem, als er ihm gerade das Haar braunte:

„Es ist doch un widersprechlich wahr — Sie können mir zu keiner Rolle einen geschiedten Kopf machen!“



Im Hemde.

(Sittliche Betrachtungen.)

Von Fridolin.

Die herrlich gebaute Beate war eben im Begriffe, sich zu entkleiden. Die Robe lag bereits auf dem Sopha und man sah die schön modellirten Arme, die je ein Grübchen zeigten; man erblickte die vom Nieder über ihr gewöhnliches Höhenmaß hinausragenden Hügel des Busens und man konnte, wenn man impertinent war, sogar unter den Armen jene dunkle Schattirung wahrnehmen, welcher so viel Reiz eigen ist.

Mein lieber Leser, ich weiß, Du hättest recht gern diesen Anblick genossen. Beate war aber auch wunderhübsch. Wenn sie durch die Straßen ging, mit ihren blitzenden, schwarzen Augen umherschante wie eine Königin, ihre Wangengrübchen

1890

1889

den Neugierigen zur Bewunderung preisgab und dann und wann ihre durchbrochenen Strümpfe sehen ließ . . . so war sie ein Gegenstand des Begehrens aller Männer und des Neides aller Frauen. Jawohl, das war ein wunderbares Weib und dreimal beneidenswerth Derjenige, welcher es besitzen durfte.

Denn Beate verfügte nicht nur über körperliche Reize, sondern sie war auch eine kluge, lebenswürdige und gebildete Frau, ja sie war sogar tugendhaft und das will heutzutage viel sagen.

Nichtsdestoweniger entkleidete sie sich jetzt und zwar bis aufs Hemd. Sie legte alle Kleidungsstücke der Reihe nach ab. Bald lagen das Mieder, die Tornüre, die Spitzenröckchen, das zierliche Höschen, die Strumpfbänder und selbst die Strümpfe auf dem Sopha und man sah oben die volle Brust und die schönen Arme, unten die rosigten Füßchen und die fein geschwungenen Knöchel.

Es war ein Anblick, um welchen meine lieben Leser den Tölpel von Chemann sicher beneideten, der kalt und gleichgültig auf einem Sessel saß und den Metamorphosen seiner Gattin ohne Emotion beivohnte. Dieser Griesgram von Chemann sah gedankenlos eine Weile zu, als aber die schöne Frau die Arme reckte und sich — sie trieb gern Zimmergymnastik — ein wenig nach vorn und dann nach rückwärts bengte, sagte der Gatte, indem er ein leichtes Gähnen unterdrückte:

— Aber Beate, wie kannst Du nur so unschicklich sein und im bloßen Hemde im Zimmer umhertollen?

— Unschicklich? Im bloßen Hemde? Aber, mein Alter, das sind ja zwei Dinge, die nicht nebeneinander bestehen können. Du sagst: bloßes Hemd! Und doch kann von Blöße keine Rede sein, wenn man ein Hemd am Leibe hat. Du sagst, es sei unschicklich, im Hemde zu sein und doch kann es nichts Schicklicheres geben . . .

— Aber ich bitte Dich . . .  
— So ist es. Vor Allem vergiß nicht, daß jeder Mensch ein Hemd besitzt und was Jedermann besitzt, kann nicht unschicklich sein.

— Ach, die Menschen besitzen noch andere Dinge, aber sie werden sich hüten, dieselben öffentlich zu zeigen.

— Die Menschen sind mit ihren Schicklichkeitsbegriffen ganz kuriose Wesen. Eine Dame darf auf einem Balle erscheinen und sich vorn decolletiren bis zum Nabel und rückwärts bis zum Sitzpunkt und Niemand wird ihr das verübeln; eine Dame darf im Seebade in einem Kostüme erscheinen, das so durchsichtig ist, daß man jedes Fältchen an ihrer Haut sehen kann und man wird das überaus „chic“ finden. Wenn aber eine Frau im heißen Sommer vor ihrem Gatten im Hemde erscheint, so findet er das unschicklich . . . Und doch ist das Hemd ein Kleidungsstück, das sich nicht knapp an Hüften und Schenkel, Busen und Rücken legt, sondern weit und lustig um die Glieder flattert; es läßt nichts Unerlaubtes sehen, nichts Geheimnes durchschimmern und es lenkt die Augen und die Phantasie des Beschauers nicht auf jene Stellen, welche bei der modernen Kleidung künstlich hervortreten und selbst den Unschuldigsten durch Maschen und Bänder, durch Spitzen und Perlen, durch Stickereien und Franzen einen Wink mit dem Zaunpfahle geben. Das Hemd in seiner weißen Einfachheit sagt: „Ich bin das Flügelkleid der Unschuld und hier hat der Böse

nichts zu suchen.“ Die moderne Robe in ihrer bunten Pracht hingegen sagt: „Ich bin ein Kostüm für schöne Sünderinnen und überall wo ich mich stolz blähe, da lauert der Böse.“ Das Hemd verkörpert die Keinheit und Tugend, das Kleid die Verderbtheit und das Laster . . . Allerdings gibt es auch Hemden, die sittenlos und Kleider, die unschuldig sind. Die Roben, welche den weiblichen Körper nicht eng umschmiegen, das heißt die weiten Unterröcke der Bäuerinnen, die weiten Blousen der Ammen, dergleichen Kleidungsstücke fordern nicht zum Laster heraus, sie provoziren nicht zur Leidenschaft und sie sind daher — wenn man das Wort gebrauchen darf — unschuldig. Doch welche Dame trägt derartige Kleidungsstücke? Ist das Bestreben jeder Frau von Welt nicht darauf gerichtet, daß die Welt trotz der Kleider ihre schönen Arme, ihre volle Büste, ihre runden Kniee, ihre zarten Waden und ihre üppigen Sitzpolster anstaunen könne? Haben die modernen Roben nicht die Eigenschaft weit mehr zu enthüllen, als zu verhüllen? . . . Wie anders stellt sich doch das Hemd dem beobachtenden Auge dar! Das gewöhnliche Hemd ist wie ein Sack, der alle Geheimnisse des weiblichen Körpers verschlingt, der nichts andeutet und auch nichts errathen läßt. Das Hemd einer anständigen Frau ist heutzutage ihr anständigstes, weil am wenigsten bloßstellendes Kleidungsstück . . . Darum durfte Mademoiselle Mars einmal behaupten, daß sie den Muth hätte, vor einer Compagnie Soldaten ihr Hemd zu wechseln. Eine anständige Frau kann eher in ihrem Hemde als in einer Ballrobe oder in einem Badekostüme à la Trouville vor einer Armee Soldaten erscheinen . . . Allerdings habe ich nur das anständige, solide, weiße Pinnenhemd im Sinne, denn ich weiß wohl, daß es auch Hemden gibt, welche die Nacktheit — mit Verlaub zu sagen — auf die Potenz erheben. Die gefärbten, mit rothen Tupfen versehenen, bunt bemalten Hemden sind impertinent. Geradezu unerhört sind jene Hemden, welche von außen eine förmliche Speisefarte geben und die Cäsur des Busens, den Schwerpunkt des Körpers, die Spaltung des Rückens mit kühnen Strichen anzeigen. Weniger unverhüllt, aber keineswegs sittlich, sind die Hemden aus Seide, denn dieselben sind gewöhnlich mit Knöpfen versehen und ein Knopf — reißt bald . . . Ein solides Frauenhemd muß langsam und mit Vorsicht gewechselt werden . . .

Die schöne Frau hielt einen Moment in ihrem Vortrage inne, um Athem zu schöpfen. Dann fuhr sie fort:

„Wie kannst Du also sagen, daß es unschicklich sei, im Hemde zu sein? Eine ganze Schaar unserer Heiligen lebte und starb im Hemde und die größten Freuden genießt der Mensch in seinem Flügelkleide, wie es der Dichter genannt hat. Wie lächerlich ist es doch, wenn der Gatte wegen des Hemdes seiner Gattin so viel Aufhebens macht und wenn er der Meinung huldigt, daß eine moderne Robe sittsamer sei, als ein gutes, altes, ehrliches Hemd . . . Ich heffe, daß Du mir Recht gibst und Dein Unrecht einsehst? . . . Wie, Du schweigst? . . . Also, Du gibst mir Recht? . . .“

Doch der Gatte antwortete nicht. Der Glende war bei diesem anziehenden Vortrage eingeschlafen.



Stimmen:  
haben! Bitte  
— Bitte  
— Ich, in dem  
— Ich, in dem  
haben Sie mich  
— Ich, in dem  
haben Sie mich  
— Bitte

## Gedanken im Freien.



— Sie sind ein so kühner Retter, daß ich wieder Lust hätte umzukippen.

— Thun Sie es lieber morgen; ich habe heute schon kalt gebadet.



— Ich bin so poetisch gestimmt, theure Mathilde, und möchte ein Liebesduett mit Ihnen singen.

— Schönen Dank, ich singe nur, wenn ich Noten vor mir habe.

### Lieschens Kammer.

Von Armand Silvestre.

I.

Ach, Grausame! rief er mit bebender Stimme. Also niemals? Und sie erwiderte mit sanfter Stimme:

— Doch, mein Geliebter; Du weißt ja wohl.

Und als er hierauf dankbar ihre Hände mit seinen Küssen bedeckte, fügte sie hinzu:

— Ja, aber wo?

— Nun, bei mir! rief er begeistert.

— Bei Ihnen, Julius! Wo denken Sie hin? In einem w. wo Sie vielleicht schon andere Frauen empfangen

Möbeln meines Mannes! Für wen

stfreundliches Hôtel, das sehr

— Ein Haus für Liebes-Stelldichens! Damit die Polizei uns überrasche? Sie sind toll! . . .

— Also im Freien, bei Meudon.

— Im Walde wie die Wilden! O, Julius! wie reut es mich, Ihnen Dies versprochen zu haben.

— Da Ihnen kein Ort genehm ist, Virginie, haben Sie mit Ihrem Versprechen nicht viel riskirt.

— Zweifelst Sie an meiner Aufrichtigkeit?

— Nein, ich bete Dich an!

— Nun wohl, fasse Dich in Geduld. Ich habe schon einen kleinen Plan.

— Wann also?

— Morgen.

II.

Nachdem sie sich einiger stürmischer Liebesfungen erwehrt hatte, mit welchen er einen Vorstoß auf „Morgen“ nahm, sagte sie:

— Höre mich an: Lieschens Kammer liegt im fünften Etok . . .

1890

1889

— Die Kammer Ihrer Zofe!

— Nur keine Entrüstung, mein Herr! Es sieht da recht proper aus. Im fünften Stock also, wenn man über die Bediententreppe hinaufgeht, die zweite rechts. Ich habe einen zweiten Schlüssel zu dieser Kammer, wie es sich für jede gute Hauswirthin geziemt. Mein Mann, Herr Philibert, speißt morgen in seinem Klub und wird spät nach Hause kommen, wie er mir heute sagte. Ich werde Lieschen einen dringenden, fernem Gang auftragen, beispielsweise, daß sie meiner Mutter, die am andern Ende der Stadt wohnt, eine Botschaft bringe. Um neun Uhr werde ich in ihre Kammer hinaufgehen und Sie dort erwarten. Kommen Sie fünf Minuten später, ich werde die Thüre offen lassen.

— Du bist ein Engel! rief er aus, indem er die krausen Härchen ihres Nackens küßte.

— Aber ich habe eine Bitte, Julius, fuhr sie in ernstem Tone fort.

— Sprich, sprich, süße Freundin!

— Die Dinge, welche Sie verlangen, werden im vollkommenen Dunkel vor sich gehen.

— Wie? Ich soll alle die Wunder nicht sehen dürfen, nach deren Anblick ich lechze?

— Das erstmal nicht, Julius; später . . . vielleicht . . . Sie dürfen wohl dieses Zugeständniß an die Keuschheit einer Frau machen, welche zum erstenmale ihren Pflichten untreu wird.

Und Julius schwor, als guter Gimpel der er war, daß er nicht ein einziges Zündhölzchen mitbringen werde.

Dieser Pakt war eben abgeschlossen, als Herr Philibert in den Salon trat.

— Mein lieber Julius, sprach er, Sie sollten morgen Abend meiner Frau Gesellschaft leisten; ich selbst werde abwesend sein.

— Unmöglich, mein Freund! Dringende Geschäfte nöthigen mich, eine Reise über Land zu machen.

III.

Wie zitterte sie in der dunklen Kammer, während sie Julius erwartete. O, es war nicht leicht gelungen, Lieschen zum Ausgehen zu bewegen; sie wollte diesen Abend durchaus zu Hause bleiben. Sie hatte sie unter förmlichen Entlassungsdrohungen in einen Wagen drängen und so fortschicken müssen. . . . Jetzt sind Schritte auf der Treppe vernehmbar, leise, verstohlene Schritte . . . sicherlich die seinigen. Dann wird die Thüre geöffnet; ein blasser Lichtschimmer fällt in die Stube, dann wird die Thüre sogleich geschlossen. Es ist, als ob ein Dieb sich einschleichen wollte. Verliebte Arme umfangen sie und drängen sie zu Lieschens Lager, das nach Iris duftet; — denn Lieschen hat das Lieblings-Parfüm ihrer Herrin auch zu dem ihrigen erwählt. Sie liebten sich in tiefem Dunkel, wie sie es sich gelobt hatten, und ich kann sagen, daß Madame Philibert mit vollen Backen von den verbotenen Früchten aß.

Sie verließen sich endlich, ohne ein Wort gesprochen und ohne eine Minute ungenützt verloren zu haben.

IV.

Am folgenden Tage sollte er kommen und seinem Freunde Philibert erzählen, wie er seine Geschäfte über Land abgewickelt

habe. Mit fieberhafter Ungeduld harrete sie seiner. Als er endlich eintrat, ward er mit einem langen, dankbaren und vielverheißenden Blick empfangen. Und als sie sich einen Augenblick allein vor dem Kamin befanden, flüsterte sie ihm zu:

— Es war schön, nicht wahr?

Er machte eine Miene, als würde er sich verhöhnt glauben und erwiderte:

— Seien Sie überzeugt, Madame, daß es nicht meine Schuld war.

Und da sie ihn verblüfft ansah, fügte er rasch hinzu:

— Ich sah vor mir Ihren Gatten die Bedientenstiege hinaufgehen und mußte mich zurückziehen, damit er mich beim Herabsteigen nicht treffe.

— Ah! machte sie erstaunt. — Und dann saß sie ganz nachdenklich da.

Inzwischen hatte Herr Philibert im Speisesaale eine kurze Unterhaltung mit Lieschen:

— Nimm, mein Mädchen; da ist ein Louisdor für das Glück, das Du mir gewährt hast.

Das Mädchen weigerte sich, das Goldstück anzunehmen und stammelte verlegen:

— Ich kann nichts dafür, gnädiger Herr! Madame hat mich gegen meinen Willen vom Hause fortgeschickt.

— Oho! rief Herr Philibert aus; und er blieb ganz verdutzt stehen.

Und so gehen die Dinge in allen Ehren, wenn die Vernehmung über die eheliche Treue wacht.



Das Fernrohr.

Von Catulle Mendès.

Die Backfischchen im Pensionate waren übereingekommen, daß jedes von ihnen ein Liebesgeschichtchen, das ihm selbst widerfahren wäre, zum Besten geben solle. Als an Evelyne die Reihe kam, begann sie folgendermaßen:

— Einst . . .

Ah! Einst? Mit fünfzehn Jahren — einst? Sie hatte

schon eine Vergangenheit, die allerliebste Kleine, die noch mit der Springschnur spielte und allabendlich ihrer Puppe „Gute Nacht!“ wünschte. Jawohl; sie hatte eine solche, und mit Recht erwiderte sie das schallende Gelächter ihrer Kameradinen mit einem geringschätzigen Achselzucken. Denn in den jüngsten und naivsten Herzen gibt es ein zärtliches Ehemals, das einem verblaßten Aquarellgemälde gleicht. Keine Liebe ist die erste, denn das Herz ist ewig und unsterblich.

Also:

### I.

Einst, in den Schulferien — sie zählte damals dreizehn und ein halb Jahre — bekam Eveline Lust auf ein Fernrohr. Es war ein tolles, unwiderstehliches Verlangen, das sie ihren Eltern nicht erklären konnte oder wollte, und so erhielt sie denn ihr Teleskop, das auf dem Balkon des Hauses aufgestellt wurde. Riesengroß, aus rothem Kupfer und schwarzem Leder angefertigt, lag es auf einem Kreuzgestelle, die weite Oeffnung gen Himmel gerichtet, ganz wie eine Kanone. Am ersten Abend sah Evelinchen nichts in dem Fernrohr. Vielleicht hatte man es nicht gut aufgestellt; möglich auch, daß sie nicht damit umzugehen wußte. Vergebens strengte sie sich an, ein Auge geschlossen, das andere an die Oeffnung des Fernrohres gepreßt: sie sah nichts, als eine trübe, unbestimmte Helle. Sie war darob sehr verdrossen, verlor aber nicht den Muth.

Am folgenden Abend schlich sie bei Zeiten aus dem Speisesaal und machte sich eifrig ans Werk. Mit ihren kleinen, niedlichen Händen hob und senkte sie das Instrument, wandte es rechts und wandte es links, schob es zusammen und zog es aus, — aber vergebens: immer nur dieselbe undeutliche, verschwommene Helle. Wie? Von so vielen, unzähligen Sternen, welche das Firmament wie mit einem Goldstaub überfäeten, sollte nicht ein einziger in nahe gerücktem Glanze ihr erscheinen? Sie stampfte mit den Füßen, ballte die Fäuste und nannte das Fernrohr ein „großes Vieh“. Schon hatte sie die Geduld verloren und wollte in den Speisesaal hinabgehen, um den Beistand ihres Vaters in Anspruch zu nehmen, als sie, wie um ihr Gewissen zu beruhigen, noch einen letzten Blick durch das Fernrohr thugend, einen hellen Freudenruf ausstieß: sie hatte gesehen! Jawohl, sie hatte gesehen, ganz deutlich gesehen, nicht bloß einen glänzenden, vergrößerten Stern, sondern in diesem Sterne auch einen Menschen!

### II.

Ihr Entzücken und ihre Verwunderung waren groß. Bewohnt! Die himmlischen Welten sind bewohnt, ganz so wie die unserige! Und sie ist es, die Das entdeckt hat! Ein Zweifel war nicht zulässig: inmitten einer großen Helle da oben hatte sie ganz deutlich eine menschliche Form gesehen. Ein böser Skeptiker an Stelle Evelines hätte vielleicht gedacht, daß das Fernrohr vielleicht gesehnt und in der Richtung irgend eines Dachstübchens gedreht worden sei? Ferner: daß es junge Leute gebe, die sich Abends zum Fenster ihres Dachstübchens hinauslehnen, um frische Luft zu schöpfen oder um auf die Straße hinabzublicken, ob ihr Liebchen noch nicht käme. Allein, Eveline war nicht so dumm, um für die von ihr entdeckte Erscheinung eine so erbärmliche Erklärung zu suchen. Sie sah den Menschen ganz deutlich am hellen Abendhimmel und be-

trachtete ihn so lange, bis man kam, um sie zu erinnern, daß es Schlafenszeit sei. Dann verließ sie mit Bedauern das Fernrohr und sah den Menschen am Himmel noch lange in ihren kenschen Träumen.

### III.

Sie sagte Niemandem etwas von ihrer Entdeckung. Weis- halb nicht? Vielleicht, weil sie eifersüchtig auf dieselbe war und sie für sich behalten wollte? Ich weiß es nicht. Oder fürchtete sie, daß man sich über sie lustig machen, trotz des offenkundigen Beweises ihr nicht glauben werde? Vielleicht. Sicher ist, daß sie während eines ganzen Monats allabendlich am Fernrohr stand und den Menschen im fernen Stern beobachtete. War er nicht sogleich zur Stelle, so erschien er doch bald. Allmählig konnte Eveline ihn deutlicher unterscheiden. Es war ein blasser, schöner, junger Mann mit sanftem Antlitz, — natürlich gibt es im Himmel nur Engel! Nur Eines machte Eveline besorgt: der junge Mann schien so gekleidet zu sein, wie die jungen Herren hienieden. Doch sagte sie sich, daß die Bewohner jener fernen Welten doch wohl in der Zivilisation ebensoweit sein müssen wie die Bewohner unseres Planeten. Und sie fuhr fort, ihn mit einer Neugierde zu betrachten, in welche allmählig ein unbestimmbares Gefühl der Sympathie sich mengte. Und weil sie ihn so lange sah; weil sie die geringsten, so lieblichen Bewegungen des fernen Unbekannten prüfte, sein goldblondes Haar, den Hirschsinnier seiner Augen, ward sie allmählig nachdenklich und ein köstliches Gefühl der Zärtlichkeit bemächtigte sich ihrer. Sie liebte ihn! sie liebte ihn! Ach, er war dort oben, und sie, das arme Kind, war da unten. Niemals wird er ihr nahe sein, niemals wird sie ihn sprechen hören. Zahllose Meilen trennen sie von einander. Und deshalb war sie tags- über traurig; sobald aber die Schatten des Abends sich herab- senkten und sie auf dem Balkon stand, wich aller Kummer vor dem Glücke, ihn wiederzusehen. Manchmal glaubte sie wahrhaftig, daß er sich zu ihr wende, wie sie zu ihm; daß er sie in dem irdischen Dunkel suche, daß er sie entdeckt habe, ihr zuwinke. Dann wandte sie entzückt den Blick ab, drückte den Mund an das Teleskop und sandte durch dasselbe dem Unbekannten Küsse über Küsse zu.

Aber eines Abends ereignete sich etwas Schreckliches. Eveline sah plötzlich eine zweite menschliche Form aufstehen, eine weibliche Form, welche vor derjenigen des blaffen, blonden Jünglings vorbeizog, und dann — es war augenscheinlich eine Brünette — sich über ihn neigte und ihn küßte . . .

Eveline ging des Abends nicht mehr auf den Balkon, um die Sterne zu beobachten.

— Hast Du mit Deinem Teleskop nichts entdeckt? fragte ihr Vater lächelnd.

— Doch, doch; ich habe eine merkwürdige Sonne ent- deckt, sanft und lieblich; eine Sonne, die ich anbetete.

— Und jetzt betrachtest Du sie nicht mehr?

— Nein, nimmermehr!

— Warum nicht?

Eveline zögerte eine kurze Weile und stammelte dann, mit Thränen in der Stimme:

— Es ist eine Sonnenfinsterniß eingetreten . . .



### Mein falsches Lieb.

Jüngst war ich so ganz allein mit mir,  
Und suchte da zu ergründen,  
Was eigentlich wohl noch echt an Dir?  
Und konnte gar nichts finden.

Falsch sind die Locken auf Deinem Haupt,  
Die langen, goldigen Schlangen.  
Falsch ist Dein Blick, der das Herz mir geraubt,  
Falsch ist das Roth Deiner Wangen.

Die Spizen, die Du am Kleide trägst,  
Im Ohr Deine großen Brillanten,  
Die Wimpern selbst, die Du niederschlägst,  
Selbst Deine vornehmen Verwandten.

Falsch ist die Taille, die ich umspannt,  
Deine elfenbeinernen Zähne,  
Als unecht sind mir sogar bekannt  
Deine Thränen und Deine Migräne.

Der Ring, den Du mir an den Finger gesteckt,  
Ist falsch, wie Deine Cournüre,  
Selbst Deine Grammatik und Dein Dialekt  
Und Deine Küsse und Schwüre.

Ich glaube kaum, daß Dein Tod mich betrübt,  
Denn Dein „Selbst“ kann geraubt mir nicht werden.  
Denn Alles, was ich an Dir so geliebt,  
Das bleibt mir zurück hier auf Erden.

Dann leg' ich Dich einzeln, Stück für Stück,  
In meine stille Commode,  
Und weide daran meinen zärtlichen Blick  
Noch lange nach Deinem Tode!

Walter Schmidt-Hässler.

### Auf Abwegen. (7)

Roman von Alfred Delvau.

Man näherte sich dem Tische, auf welchen Mutter Therese mehrere kleine Gläser gestellt hatte, und Horace füllte dieselben bis an den Rand mit einem klaren, rothen Wein.

— Auf Ihr Wohl, Vater Gerbe! sagte er, indem er ein Glas dem alten Philémon anbot; — der Himmel gebe, daß wir noch nach zwanzig Jahren mit einander einen solchen trinken!

— Ach, mein Sohn! nach zwanzig Jahren werden Sie mit Anderen trinken, sagte der Alte, der nicht das Zeug in sich fühlte, ein Hundertjähriger zu werden, obgleich er eingeständenermaßen schon neunundsiebzig Jahre auf dem Rücken hatte.

— Das werden wir sehen! sagte Horace, ein zweitesmal mit ihm anstoßend.

Als er sein Glas, zur Hälfte geleert, wieder auf den Tisch hingestellt hatte, benützte Louise das in der Stube herrschende Halbdunkel, um es rasch gegen das ihrige zu vertauschen; behebend führte sie das Glas an die Lippen, dann leerte sie es rasch mit einem Zuge.

— Du hast nicht übel Durst, bemerkte Bourneau, der Alles gesehen hatte.

— Und nun, meine Kinder, sprach Horace, — schlage ich Euch vor, daß wir einstweilen, bis die Speck-Omelette fertig wird, draußen, auf dem Rasenplatze, ein Tänzchen machen; dadurch bekommen wir einen guten Appetit.

— Gehen wir tanzen! riefen Théophile und Bourneau zugleich.

— Wollen Sie mir nicht vorher Ihre Stube zeigen? sagte Astarte zu Horace. Ich möchte den Ort sehen, wo Sie hausen.

— Suchen Sie! erwiderte Horace.

Neugierig untersuchte Astarte den Raum, in welchem sie sich befand. Plötzlich entdeckte sie rechts von der Eingangspforte eine zweite Thüre, die sie bisher für einen Wandschrank gehalten hatte. Horace, der allen ihren Bewegungen gefolgt war, rief jetzt, wie es die spielenden Kinder machen:

— Du brennst! Du brennst!

Dieses Duzen von Seite Horace' packte Astarte im Innersten ihrer Seele, wie vorhin die Berührung ihrer Lippen mit seinem Glase.

— Ich habe gefunden, nicht wahr? stammelte sie, um sich eine Haltung zu geben.

— Ja, mein Kind, erwiderte Chaffaroux immer lächelnd und die geheimnißvolle Thüre öffnend, durch welche jetzt ein sehr kräftiger Stallgeruch herausdrang. — Treten Sie ein, sprach er, Astarte den Weg weisend.

In demselben Augenblicke ließ sich ein dumpfes Brüllen vernehmen.

— Ihre Stube ist bewohnt? rief Louise zurückweichend.

— Gewiß, erwiderte Horace; bewohnt von zwei wackeren Gefährten, deren Gesellschaft mir nur sehr angenehm ist. Holla Manon! holla Farand! ihr habt vornehmen Besuch.

Ein zweites Brüllen war die Antwort auf Chaffaroux' Gruß und nach diesem Brüllen machte ein freundiges Zittern den Raum erzittern.

— Ein Esel! rief Théophile.

— Meister Aliboron selbst, erwiderte Horace.

— Eine Kuh in Ihrer Schlafstube? rief Astarte verblüfft.

— Gewiß, da meine Schlafstube — ein Stall ist.

Ein dünner Faden gelblichen Lichtes fiel bei dem einzigen Fenster dieses Raumes herein und beleuchtete schwach das Innere desselben.

— Sie schlafen hier? fragte Astarte immer mehr und mehr verwundert und mit dem Eintritt zögernd.

— Es ist der gesündeste Aufenthalt, den es geben kann, erwiderte Horace. In ganz Paris ist kein ähnlicher zu finden.

Paris ist die Stadt des Luxus, aber nicht die Stadt der Gesundheit. Gerne würde ich hier meine Tage zubringen. Ich finde hier gute Luft, angenehme Gesellschafter, die nicht geschwätzig sind, Ruhe für Leib und Seele. Doch nun, da wir Alles gesehen haben, wollen wir meinen Alkove verlassen und draußen unter den Bäumen einen Reigen tanzen. Auf Wiedersehen am Abend, Manon! rief er der Ruh zu.

Astarte beeilte sich, ins Freie zu kommen. Trotz ihrer Liebe für Horace fühlte sie sich nicht muthig genug, um diesen scharfen, wenn auch stärkenden Gerüchen Stand zu halten.

Chaffaroux sprang auf einen alten, wurmfressigen Tisch, der vor der Hütte stand und hub ein altes Volkslied an, nach dessen Weise die Anderen sich drehten und in dessen Refrain sie mit einstimmten, um am Schlusse sich zu küssen.

IX.

Astarte, Théophile und Bouronneau sangen und tanzten mit voller Lust. Louise hatte den guten Théophile zur Rechten, den spöttischen Bouronneau zur Linken und erwiderte herzhafte ihre Küsse, denn Küsse im Spiel verpflichten ja zu nichts. Dabei blickte sie jedesmal zärtlich zu Horace hinüber, der gleichgültig auf dem Tische stand und mit dem rechten Fuße den Takt zu seinem Gesange schlug.

Chaffaroux war in diesem Augenblicke von der untergehenden Sonne voll beleuchtet. Seine in Folge der Bewegung wirr flatternden Haare umrahmten noch malerischer als sonst seinen schönen, leicht gerötheten Dichterkopf. Doch es kam ein Augenblick, da sein Gleichmuth einen bedeutsamen Stoß erhielt. So oft Louise an ihm vorüberkam, sandte sie mit ihren unbemerkt geliebten Küssen ihm auch den Duft des jungen und gesunden Weibes zu, der auf die männlichen Herzen so bestäubend wirkt. Von dieser Wolke köstlicher Düste eingehüllt fühlte Horace sich schließlich wanken und schloß unwillkürlich die Augen. Zum Glück für ihn begann jetzt Fanfare laut zu kellen und rief dadurch seinen Herrn zur Wirklichkeit zurück. Man sah zwei Reiter in raschem Trab herankommen, deren einer bei dem Anblick dieser heiteren Scene sein Pferd kurz anhielt.

— Louise! murmelte er, schier versteinert.

— Schau, Tournebu! rief Horace vom Tische steigend und seinem Freunde entgegen eilend, der bei seinem Anblicke zurückwich.

— Sie hier, Chaffaroux? murmelte der junge Maler, mit einem Schmerze in der Betonung, den er gar nicht zu verbergen suchte.

— Sie muß ich so fragen, lieber Freund, entgegnete Horace, — da Sie es sind, der zu meiner Hütte kommt. Hat Ihnen Jemand gesagt, daß ich hier wohne?

Tournebu antwortete nicht; ihm war das Herz zu schwer.

— Ach, Louise, Louise! . . . murmelte er.

— Mein guter Herr, sprach jetzt der andere Reiter, — ich weiß zwar noch nichts, aber ich glaube Alles zu errathen. Die hier anwesende Dame ist wohl jene Person, für die Sie im Jagdschlosse ärztliche Hilfe gesucht haben?

— Ja, erwiderte Tournebu, den die schmerzliche Ueber- raschung noch immer wie auf einem Plage festgenagelt hielt.

— Dann — sagte der Andere — glaube ich Ihnen versichern zu können, daß die Dame mit einer Anmuth und Leichtigkeit tanzt, welche jede Gefahr ausschließen. Der Unfall, von dem sie betroffen worden, hatte für sie die glücklichsten Folgen; nicht von einer Viper wurde sie gebissen, sondern von der Tarantel. Erlauben Sie daher, daß ich gehe, wie ich gekommen, mit dem Ausdruck meiner Freude über diesen Ausgang, der Ihnen, wie es scheint, ganz unverhofft kommt . . .

— Ganz unverhofft, in der That, murmelte Tournebu mechanisch.

Der Doktor machte Miene den Rückweg anzutreten, — innerlich ein wenig erstaunt darüber, daß er für seine Mühe nicht besser entlohnt wurde — als Chaffaroux hinzutrat, die Zügel seines Pferdes ergriff und mit jener Höflichkeit, die schon in seiner Stimme lag, sagte:

— Mein Herr, Sie sind zu jung, um schon ein erster Arzt zu sein. Darum bitte ich Sie, vom Pferde zu steigen und das bescheidene Mahl, das für uns bereitet wird, mit uns zu theilen. Es ist ziemlich weit vom Jagdschloß bis zu dieser Einsiedelei und auch Ihr Pferd wird der Ruhe bedürfen. Wenn kein Kranker dringend Ihre Hilfe heischt, erweisen Sie uns die Ehre, bei uns zu bleiben.

— Ich nehme Ihre Einladung umso bereitwilliger an, sagte der Andere — als ich nicht der Arzt bin, den Sie in mir vermuthen. Ich bin nur ein einfacher Student . . . Ich machte in Gesellschaft mehrerer Kameraden und Kameradinen einen Spazierritt durch den Wald, als ich diesem Herrn begegnete, der athemlos dahin eilte. Ich hielt ihn an, um ihn nach der Ursache des Kummeres zu befragen, den ich deutlich in seinen Mienen las. Unwillig — weil ich ihn ja in seinem Laufe aufhielt — erwiderte er mir, er eile auf das Jagdschloß, um einen Arzt zu holen. Es handelte sich, wie mir dünkt, um eine ihm theure Person, die von einer Viper gebissen worden war. Auf den Vipernbiß kenne ich mich aus; ich schwor, die interessante Verwundete zu retten. Einer meiner Genossen überließ dem Herrn sein Pferd; wir machten kehrt, suchten und riefen, fanden aber Niemanden und waren schier verzweifelt, als mir einfiel, auch in dieser Richtung zu suchen. Sie wissen jetzt Alles. Ich esse mit Ihnen.

Während der Mediziner Chaffaroux Auskunft gab, war Tournebu vom Pferde gestiegen und hatte sich Théophile genähert, den er mit leiser Stimme über die Anwesenheit Horace' in diesem Walde ausfragte, wohin er gekommen war, um Jenen zu fliehen. Théophile berichtete ihm den Zufall, der sie zusammengeführt hatte.

Tournebu seufzte und da in der ganzen Sache Niemand als der Zufall beschuldigt werden konnte, machte er gute Miene zum bösen Spiel. (Fortsetzung folgt.)

**Caviar's Klapphornist.**

Schönes Blumenmädchen spricht zum Cavalier:  
„Kaufen Sie doch Veilchen, gnädiger Herr von mir!“  
Da sagt der Cavalier und lächelt fein:  
„Ja, müssen's denn gerade „Veilchen“ sein?“

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag der Buchhandlung Gustav Grimm in Budapest.  
Redaktion und Administration: Budapest, Grenadiergasse 8.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronringgasse 8, Harisch-Bazar

Erscheinen  
auf ein Vier-

